



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 11.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

Mary's Verhältniß zu uns war wesentlich verschieden von dem anderer Mädchen, die Josua gerettet hatte, und wir Beide fühlten, daß sie mehr Ansprüche auf unsere Zuneigung und unsere Bemühungen hatte. Andere Frauen kamen und gingen, Josua half ihnen und verschaffte ihnen Arbeit, er that, was er konnte, für sie, er bewahrte ihnen stets ein freundliches Interesse, sie waren uns aber nicht, was Mary uns war, denn in ihr erblickten wir unsere Schwester. Deshalb war es auch eine Familienforge, als sie zurückkam, obgleich sich der Sorge auch eine gewisse Freude beigemischte. Seit der Unannehmlichkeit mit Joe und unserer Einsperrung waren wir schlechter daran denn jemals. Kein Meister wollte uns Arbeit geben, alte Kameraden wollten nicht mit uns arbeiten. Wir waren „Gefängnisvögel“, anrüchige Subjekte; unser Gewerkeverein stieß uns aus. Josua ließ sich nicht niederdrücken: wir trieben hie und da Tagelöhnerarbeit auf; waren aber oft hungrig und todtmüde. Josua ließ mich indeß nie verzweifeln, er war stets guten Muths und wir brachten es eben fertig, uns knapp durchzuschlagen.

Mary konnte natürlich nicht verfehlen, unsere Armuth zu bemerken. „Es nützt Alles nichts, Josua,“ sagte sie, während sie am Fenster saß und niedergeschlagen den Kopf auf die Hand stützte, „einmal verloren ist immer verloren in dieser besten der Welten! Für mich gibt es nichts als wieder den alten Weg. Das ist Alles, was mir übrig bleibt.“

Ich erinnere mich des Augenblicks ganz genau. Es war ein Sommerabend, die Sonne schien ins Zimmer und grade auf Mary, die ihren Hut abgenommen hatte, so daß ihr schönes Haar theilweise über das Gesicht fiel. Sie hatte sehr schönes Haar und wußte es. Ihr Kleid war von blauer Farbe, sie glich darin einem Bilde von Raphael in der Gemälde-Galerie, und ich dachte: wenn doch jetzt nur Jemand sie sähe, der ihr helfen und sie für immer ihrer Vergangenheit entziehen könnte!

„Muth und Geduld, Mary!“ sagte Josua.

„Ja, ich weiß dies Alles; aber wie? wie? was thun?“ erwiderte Mary, ihre Augen zu ihm erhebend. „Was soll, was kann ich thun, Josua? Um mein Brot auf andere Weise, wie früher zu verdienen, muß ich mich unter falschen Vorwänden und

Angaben in irgend ein Haus einschleichen, und dann immer in der Furcht leben, entdeckt zu werden; und wenn ich entdeckt werde, dann ist es gewiß, daß man mich fortjagt wie ein unreines Thier! Niemand, der Näheres von mir weiß, will mich haben, wenn ich auch noch so angestrengt arbeite und meine Pflicht noch so getreulich zu erfüllen suche.“

„Ein Mißlingen ist nicht entscheidend,“ sagte Josua. „So lange wir ein Heim haben, hast auch du eins; du bist unsere Schwester, das vergiß nicht. Habe nur Vertrauen, Geduld und Muth, und hüte dich vor dem ersten Schritte rückwärts.“

„Ach, Josua, du bist ein Engel!“

„Nein,“ antwortete Josua lächelnd, „ich bin nur ein gewöhnlicher Mensch, der versucht, nach Grundsätzen zu leben.“

Es ist richtig, er war kein Engel, aber er war mehr. Wir behielten Mary, so lange wir konnten; sie verrichtete unsere häuslichen Arbeiten in der alten Weise, und schließlich brachte Josua einen kleinen Fonds zusammen, — ich kann selber kaum begreifen, wie, aber Leute in den ärmlichsten Verhältnissen, und solche, die besser gestellt waren, steuerten bei, — und wir konnten ihr ein Spiel- und Süßwaaren-Lädchen in der Nähe mietthen. Um Mary die Zahlung des Zinses zu erleichtern, zogen wir zu ihr, was für beide Theile von Vortheil war, denn wir hatten uns an sie und sie sich an uns gewöhnt; sie kannte unsere Art und Weise und war immer gut und gefällig. Die Leute machten natürlich ihre Bemerkungen, allein sie machen, ob mit oder ohne Grund, über Alles ihre Bemerkungen, was im Geringssten gegen die hergebrachte Sitte verstößt, und kein Mensch, der einen unabhängigen Schritt thut, und seinen eigenen Weg wandelt, kann dem Gerede der Menge entgehen, für die es nur einen Weg gibt, und die sich stets in dem alten Geleise bewegt. Das alte Gerede, wir lebten mit einer Person von schlechtem Charakter, begann wieder und drang sogar bis in unser kornisches Heimathsdorf. Man kann sich vorstellen, daß unsere Mütter unglücklich waren, als sie das Gerücht hörten, doch ich vermuthete, sie glaubten es nicht vollständig, obgleich sie es für gerathen hielten, uns zu warnen. Uns kümmerte es wenig, was Andere sagten; wir erfüllten unsere Pflicht und scheuten die Folgen nicht.

9. Kapitel.

Lord X. (seinen Namen will ich nicht nennen — ein berühmter Philanthrop, dessen Philanthropie von sehr veränderlicher, krampfhafter Art war, und der sich durch die rastlose Neugier auszeichnete, mit der er in die inneren Verhältnisse verschiedener Gesellschaftskreise zu dringen strebte), dieser Lord X. kam auf seinen Wanderungen unter den Armen des Westends auch in das Gebiet, wo Josua seine Thätigkeit entfaltete. Und wie Jedermann, der mit Josua in Berührung kam, fühlte er sich auch zu ihm hingezogen. Es ist übrigens möglich, daß es mehr Neugierde als Sympathie war, — wenigstens glaube ich das jetzt. Wie dem jedoch sei, er und Josua begegneten sich und sie schlossen sofort Freundschaft. Ich wähle mit Absicht dieses Wort, denn obgleich der Eine ein Pair des Königreichs war, und der Andere nur ein Arbeiter, ohne höhere Schulbildung, ohne verfeinerte Manieren, den Provinzdialekt sprechend, einen Rock von grobem Zeug tragend, so konnte sich dieser einfache Arbeiter doch getrost neben die vornehmsten Edelleute des Landes stellen und selbst die feinste Dame würde an ihm wenig zu verspotten, aber viel zu achten gefunden haben. Und ich will glauben, daß Lord und Lady X. es anfangs, als die Freundschaft geschlossen wurde, durchaus ehrlich meinten. Ich muß hier daran erinnern, daß Josua einer der schönsten Männer war, die man sehen konnte, ein wirklicher Mann, nicht krankhaft, weibisch, ein Halbweib, sondern von hohem Wuchs, breitschulterig, mit breiter Brust und kräftig gebaut und von jener ruhigen Selbstbeherrschung, jener stetigen, gesunden Energie, die eine Welt in die Schranken fordern kann. Vielleicht war es gerade sein schönes imponirendes Aeußere, was die neuen Bekannten mehr beeinflusste, als diese sich selbst bewußt waren. Genug, sie schlossen sich an ihn an und thaten, als wären sie seine besten Freunde.

„Sie brauchen einen Rückhalt, Herr Davidsohn,“ sagte Lord X. eines Tages zu ihm bei einem Besuch in unsrer Wohnung. „Die menschliche Natur läßt sich in eine mathematische Formel auflösen, $a + y$ stellt eine für a allein unerreichbare Quantität dar.“ —

„Welchen Rückhalt kann ich aber erlangen? mein Herr,“ erwiderte Josua. „Es ist ein sonderbares Bekenntniß, das ich ablege, aber Niemand will mit mir zusammenwirken. Die Sekten beschränken sich auf sich selbst oder ihre Verbündeten, und mich, der ich zu keiner Sekte gehöre, betrachten sie alle als ihren Feind, weil ich Niemandes Feind bin.“

„Lassen wir für den Augenblick den Sektarianismus bei Seite, — jedenfalls können Sie nichts thun, ohne die Zustimmung der Gesellschaft,“ sagte Lord X. „Keine Bewegung kann gelingen, hinter der nicht Männer von Geburt und Reichthum stehen.“

Josua lächelte. „Diese Bemerkung soll doch nicht für die Wurzel, für die Anfänge gelten,“ sagte er, „nur für das Wachsen und die Entwicklung einer Bewegung?“

„Ah,“ sagte Lord X. leichtthin, „ein Mensch in niedriger Stellung kann wohl eine Idee aussprechen, allein es bedarf eines Mannes, der eine hohe Stellung einnimmt, um sie zu entwickeln und durchzuführen.“

„Nun, vielleicht haben Sie Recht,“ antwortete Josua. „Denn Alles in Allem verdankt das Christenthum Paulus mehr, als Jesus; und die paulinische Entwicklung hat tiefere Wurzeln geschlagen und sich weiter verbreitet, als das christliche Original.“

„So ist's,“ sagte Lord X.

„Das eine ist ein Vorbild, das schwer zu befolgen und mit den Verhältnissen, wie sie jetzt bestehen, im Widerspruch ist, das andere ist ein Dogma, welches die abstrakte Annahme eines Glaubens über die revolutionäre Sittenlehre stellt, auf welche er gegründet ist,“ sagte Josua.

„Aber, Herr Davidsohn,“ warf Lord X. ein, „sogar Sie, Enthusiast, wie Sie sind, müssen doch zugestehen, daß es unmöglich sein würde, zur Handlungsweise und den Gewohnheiten des Urchristenthums zurückzukehren. Die Gesellschaft ist seitdem vielseitiger und verschlungener geworden, es ist außer Frage, daß

wir nicht mehr den gemeinschaftlichen Geldbeutel haben und in der barbarischen Einfalt der apostolischen Zeiten leben können. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Sitten.“

„Das ist grade für mich die Schwierigkeit, mein Herr,“ sagte Josua. „Wenn die moderne Gesellschaft Recht hat, hatte Christus Unrecht, und wir müssen auf eine andere Weise, als durch ihn, die sittlichen und gesellschaftlichen Probleme zu lösen suchen.“

„So naht möchte ich das nicht aussprechen,“ antwortete Lord X. „Sagen Sie lieber, daß eine voranschreitende Entwicklung die Verschiedenheiten ausgleichen kann.“

„Gut; aber wenn dem so ist, dann sind wir noch immer in derselben Lage, wie vorher, und Christi Leben, wie es in der Bibel erzählt wird, ist für uns nicht das leitende Vorbild.“

„Was Sie darüber denken, ist Ihre Sache,“ sagte Lord X., mit einem cynischen Gleichmuth, der mich, und sicherlich auch Josua, unangenehm berührte.

„Was Sie von der Bibel glauben oder nicht glauben wollen, darüber haben Sie allein zu entscheiden, das hat für keinen anderen Menschen ein Interesse. Von Interesse für Andere ist nur, wie Sie die großen sozialen Probleme behandeln, an deren Lösung Sie arbeiten; und um wieder zu unserm Ausgangspunkte zu kommen: ich wiederhole, daß Sie ohne die Unterstützung der Gesellschaft nichts ausrichten können.“

Josua lächelte etwas bitter. „Und ich habe für Sie nur dieselbe Antwort, mein Herr,“ sagte er. „Niemand will mir helfen und ich muß auf eigene Faust arbeiten.“

„Dann glaube ich, Herr Davidsohn, daß die Schuld an Ihnen liegt,“ sagte Lord X. „Es gibt freisinnige Sekten, mit denen Ihr Forschergeist sich sehr wohl vertragen könnte; warum können Sie sich nicht mit ihnen vereinigen?“

„Aber die freisinnigsten Sekten verlangen von denen, die Unterstützung erhalten sollen, ein ehrbares Leben, oder wenigstens Neuc,“ erwiderte Josua. „Und diese Bedingung schließt die Masse der Unglücklichen aus. Das Elend macht, wenn es einen gewissen Punkt überschreitet, ein ehrbares Leben unmöglich; und wie kann von Neuc die Rede sein bei Menschen, die so aufgewachsen sind, daß Begriffe von Sittlichkeit bei ihnen ebenso wenig sich bilden konnten wie bei Thieren?“

„Dann sehe ich überhaupt nicht viel Nutzen in Ihren Versuchen,“ sagte Lord X. „Ich selbst würde mein Möglichstes thun, um die Unglücklichen, auf welche man hier mit jedem Schritt stößt, aus ihrem Schmutz und Elend zu retten. Wenn ich aber finde, daß ich ihnen nicht wirklich Gutes thue, und daß sie sofort wieder in ihre Schlechtigkeiten zurückfallen, dann überlasse ich sie lieber ihrem Schicksal und halte sie für unrettbar. Sie müssen eine Grenzlinie ziehen, Herr Davidsohn. Um der Gesellschaft willen müssen Sie in Ihrer Schätzung der Menschen einen Unterschied machen. Den Würdigen und den Unwürdigen gleich zu behandeln, ist eine große Ungerechtigkeit. Dieser Menschenanwurf lebt theilweise wie das Vieh und gleicht oft mehr Thieren als Menschen. Solches Ungeziefer sollte man austrotten wie Ratten, und mit ebenso wenig Erbarmen wie diese.“

„Ich kann nicht mit Ihnen übereinstimmen,“ erwiderte Josua ernst. „Ich glaube, daß durch Verdammung und Unduldsamkeit mehr Unheil angerichtet worden ist, als es jemals durch Toleranz bewirkt werden könnte. Durch Liebe allein und Duldsamkeit kann die Welt gerettet werden.“

„Liebe? Dummes Zeug!“ sagte Lord X., „man muß den Gesetzen gehorchen und die Gesellschaft unterstützen.“

„Nur insoweit, als es sich mit der Gerechtigkeit verträgt,“ warf Josua ein.

„Wenn Sie unter 'Gerechtigkeit' Gleichheit verstehen, dann verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß Sie Unsinn reden,“ erwiderte Lord X. „Ebenso gut könnten Sie sagen, die Natur sei ungerecht, weil eine Eichenpflanzung mehr Raum braucht, als ein Feld Rüben. Ohne das, was Sie Ungerechtigkeit nennen, hätten wir überhaupt keine höhere, gebildete Klasse, und die Welt würde für immer in denselben toden Mittelmäßigkeit verharren, wo Niemand glänzt und Niemand verdunkelt wird.“

„Zugegeben,“ sagte Josua, „aber da Sie und Ihre Klassen-

genossen sich nun einmal zu so hübschen Sternen und Sonnen entwickelt haben, so verlangen wir, daß Sie den noch dunklen Sphären auf den hellen Weg helfen."

Lord X. lachte. „Ich bezweifle, ob wir die Macht haben, und wenn, ob es weise wäre. Man setze die Armen in Stand, anständiger zu leben, und mache sie zufrieden mit ihrer natürlichen Stellung — ich für meinen Theil gehe nicht weiter."

„Aber Christus ging weiter und die Geschichte geht weiter," sagte Josua.

„Herr Davidsohn, Sie sind unverbesserlich!" sagte scherzhaft Lord X. „Glücklicherweise verderben Ihre Ansichten nicht Ihre guten Werke und in diesen will ich Ihnen beistehen, so gut ich kann."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte Josua ganz aufrichtig: „ich werde Sie beim Worte nehmen. Ich muß Ihnen aber erklären, daß ich von der Vereinigung und der Organisation der Arbeiter als Klasse weit mehr erwarte, als von jeder fremden Hilfe, woher sie auch komme; ich weise indeß keine Hilfe zurück, die ehrlich geboten wird."

„Was sehr verständig von Ihnen ist," sagte Lord X. trocken. „Sie würden sehr schlecht vorwärts kommen, wenn Sie uns nicht hätten."

Josua antwortete nicht. Er sagte mir hernach, daß er es, nachdem er sich offen erklärt, für unpassend gehalten habe, das Gespräch in dieser Weise fortzusetzen. „Da ich die Hilfe des Lords angenommen hatte, konnte ich sie doch nicht schlecht machen."

Das Gespräch entfernte sich demgemäß von der gefährlichen Klippe und Josua mußte von seiner Thätigkeit unter den Armen und Gefallenen erzählen, von seiner Abendschule, von seinen Erfolgen und Mißerfolgen. In Bezug auf letztere betonte er jedoch stets, daß nur unter den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen die geistige und sittliche Rettung einzelner Menschen unmöglich sei. „Erfüllte die Gesellschaft ihre Pflicht, so gäbe es keine Verlorenen."

„Sie meinen, wenn wir Götter wären, würden wir gottähnlicher handeln," sagte Lord X. mit dem ihm eigenen Gemisch von Wohlwollen und Spott, Ernst und Leichtfertigkeit.

„Rein," antwortete Josua, „ich meine, wenn wir als Menschen unser Möglichstes thäten, unsere Menschenpflicht erfüllten, würde jeder Einzelne und die Welt in ihrer Gesamtheit sich sehr wohl dabei stehen, jedenfalls weit besser als jetzt."

„Sie müssen mich besuchen, Herr Davidsohn," sagte Lord X., indem er sich plötzlich erhob und seine Handschuhe anzog. „Lady X. wird sicher entzückt sein, Sie kennen zu lernen; sie interessiert sich außerordentlich für alle sozialen Fragen und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie vorzustellen. Sie werden für sie ein neues Buch," fügte er lächelnd hinzu.

„Ich werde kommen und hoffe gelesen zu werden," sagte Josua. „Wenn ich Sie und Ihre Freunde durch Sie für unsere Sache interessiren kann, werde ich Etwas erreicht haben."

Es war dies das erste und einzige Mal, daß sich Josua überschwänglichen Hoffnungen auf Hilfe von außen hingab. Er wußte, daß Lord X. unermesslich reich war, und daß er für seine armen Freunde Wunder thun konnte, wenn er wollte. Aber er wußte nicht, wie oberflächlich Lord X.'s philanthropischer Eifer war, wie viel mehr eine bloße Unterhaltung, denn ein Lebensprinzip. Was dieser berühmte, vornehme Menschenfreund unter den Armen that, that er als ein höheres Wesen, und er hatte von seiner eigenen Klasse und darum auch von sich selbst eine so komisch hohe Vorstellung, daß er glaubte, seine bloße Gegenwart unter den Armen sei schon Balsam auf ihre Wunden, wieke schon eine moralische Wunderkur. Er gab gern, wenn ihn die Laune ankam, würde aber die Lehre von der Pflicht, oder das Recht zu nehmen, sehr zornig zurückgewiesen haben. Die Armen waren ihm ein Gegenstand der Neugierde. Er betrachtete sie nicht als Menschen von gleichem Stoff wie er selbst und Seinesgleichen. Er traute ihnen kaum die gewöhnlichen menschlichen Gefühle zu, denn er pflegte zu sagen, daß Empfindungen und Nerven erst Folgen der Erziehung und Verfeinerung seien, und daß die un-erzogene und nicht verfeinerte Klasse weder liebe noch fühle wie

die höheren Klassen. Vielleicht hatte er Recht. Ich verstehe nicht genug von Physiologie, um viel über die Nerven, über Schmerz und den Unterschied der Erziehung zu wissen, allein das weiß ich, daß unter den Armen zum Mindesten ebenso viel wirkliche Zuneigung, ebenso viel leidenschaftliche, sich selbst vergessende und aufopfernde Liebe vorhanden ist, als unter den Reichen, die meistens zu faul und zerstreut sind, um mit Kraft oder Concentration lieben zu können.

Außerdem war die Philanthropie für Lord X. eine Beschäftigung und verlieh ihm Ansehen. Er hatte keinen Sinn für abstrakte Politik, keine Fähigkeiten für Diplomatie, keinen Geschmack an Literatur; er war weder Künstler noch Mechaniker, aber er war ehrgeizig und liebte die Auszeichnung. Sich dann und wann unter die Armen mischen, die großen sozialen Probleme leise betasten, von Zeit zu Zeit in die Höhlen der Armuth hinabsteigen und, als rettende Vorsehung in Menschengestalt, Thränen des Elends trocken, das befriedigte in gleichem Maße sein gutes Herz und seine Eitelkeit. Und er that unzweifelhaft bruchstückweise viel Gutes, wenn auch seine Beweggründe keine ernste Unterjochung vertragen hätten.

Ich muß sagen, die Verbindung Josua's mit Lord X. gefiel mir nicht recht, und ich erwartete nicht viel davon. Weniger phantasiereich als mein Freund, merkte ich bald, daß es Lord X. an Gediegenheit und Stätigkeit des Charakters fehlte, und daß ihm Josua nur ein Spielzeug war, welches er bald wegwerfen würde. Nun — hintennach ist es leicht, klug zu sein. Leid thut es mir aber doch, daß ich Josua nicht zeitig gewarnt habe, wie es meine Pflicht gewesen wäre.

* * *

Auf diese Weise wurde Josua zum ersten Mal in ein reiches Haus, eines der reichsten in England, eingeführt. Der Troß von Dienern, die in ihren glänzenden Livree die Vorhalle füllten, die goldstrahlenden Möbel — Alles bis herunter zum kleinen Schoßhündchen auf grünem Sammetkissen, betäubte ihn förmlich; von solchem Luxus und Ueberfluß hatte er keine Ahnung gehabt. Einem Manne, der wöchentlich 25 Schillinge (1 Sch. = 1 Mark) verdiente und von weniger als der Hälfte lebte, weil er mit Denen theilte, die noch ärmer als er selbst waren, und der gerne knapp lebte, um Andern eine Brotkruste zukommen zu lassen — ihm mußte der Einblick in solche Verhältnisse wahrhaften Schmerz verursachen. Lord X. hatte das langsame Hungerssterben (starvation) auf seinen Wanderungen gesehen, für heute hatte er ihm vielleicht in dem einen oder anderen Falle abgeholfen, aber wer sollte morgen helfen? und übermorgen und für alle folgenden Tage, bis das Pauper-Grab Alles abschloß? — das gesehen haben und dann zurückzukehren in einen Ueberfluß, in eine Verschwendung, von deren Abfällen Hunderte von verhungerten Menschen ihren Hunger gestillt hätten; die elenden Wohnungen, die er besuchte, Löcher voll Schmutz, Gemeinheit und Laster, wo der Same physischer Krankheit und moralischer Verderbniß schon von der frühesten Kindheit an ausgestreut wird — und dann zurückzukehren in seine Wohnung, die einem Feenpalaste gleich, wo jede Ecke, jeder Winkel mit allem Comfort ausgestattet, mit den kostbarsten Geräthschaften geschmückt war, die lieblichsten Wohlgerüche ausstrahlte, einen Reichthum, eine Pracht enthüllte, die auf einen Mann aus dem Volke, wie Josua, gradezu erdrückend wirkte, — die ausgemergelten, entfleischten Männer, Weiber und Kinder, die Kleinen roh behandelt, halb verhungert, mit Flüchen und Püffen traktirt, herumgestoßen, in verpesteten Säcken sich herumtummelnd, wo sich die frische Himmelsluft sofort in Gift verwandelt — und das Schoßhündchen der Lady mit seinem lederen Futter, zärtlich gepflegt, regelmäßig gewaschen, gekämmt, gekräuselt, parfümirt, gehätschelt, auf einem sammetnen Fußschmel, mit einem Spielzeug zum Spielen: — — — und dieser Lord und diese Lady, sie nannten sich Christen, besuchten pünktlich die Kirche, glaubten, daß Christus der Heiland und jedes Wort der Bibel von Gott eingegeben sei! Es war Gewohnheit, aber beim ersten Anblick mußte es einem Manne unsäßbar sein, der unter den Armen lebte und selbst ein Armer war. (Fortsetzung folgt.)



Russische Bettler.

Es schrieb der „große Peter“ einstens
 Mit blut'ger Hand das Testament:
 Der Czar der Reußen ist berufen
 Zu herrschen bis zum Welttenend'.
 Die Romanows, durch Gottes Gnade
 Gewaltig, klug gemacht und schlau,
 Berordnen drum als ersten Ufas:
 „Rußland so weit, als der Himmel blau.“

Und wie der Ahnherr es befohlen,
 Ist's von den Enteln tren vollbracht,
 Die aus den „wilden Slavenhorden“
 Ein Reich — ein „Brudervolk“ gemacht.
 Europa's Henter und Vampyre,
 Sie schau'n bewundernd auf den Bau,
 Davor „Niczchaja bratja“ *) geigen:
 „Rußland so weit, als der Himmel blau!“

*) Bettelnde Brüder, Bettelbrüder.

Sozialdemokratie und Arbeiterleben in der Thierwelt.

Von Dr. Ludwig Büchner.

(Verfasser von „Kraft und Stoff“.)

Wenn die Sozialdemokraten eine Staatseinrichtung nach ihren Ideen zu treffen oder einen sogenannten „Arbeiterstaat“ einzurichten hätten, so könnte man ihnen fast keinen besseren Rath geben, als daß sie sich so viel als möglich die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der Ameisen oder jener kleinen, aber geistig hochbegabten Thierchen zum Vorbild nehmen möchten, welche unter den sog. Insekten oder Kerfthieren, der obersten Klasse der „Gliederthiere“, neben den Termiten und Bienen die höchste geistige Rangstufe einnehmen. Der Ameisenstaat ist ein „Arbeiterstaat“ im wahren und vollkommenen Sinne des

Wortes, in welchem nur die ungeflügelten und geschlechtslosen Arbeiter, die für keine eigene Familie zu sorgen haben, eine Rolle spielen — während die geflügelten Männchen und Weibchen als Gefangene im Nest gehalten und nur zur Erhaltung der Nachkommenschaft gefüttert und gepflegt werden. An warmen Tagen läßt man sie allerdings, wohl der Gesundheit oder Abwechslung wegen, auf der Oberfläche des Nestes oder der Wohnung umher-spazieren, aber nur unter strenger Bewachung durch einzelne Arbeiter, welche sie am Davonfliegen verhindern. Erst wenn die richtige Zeit gekommen ist — in der Regel an einem warmen



Tscherunshewsky. (Originalzeichnung.) S. Seite 99.

Frühlings- oder Sommertage — gestattet man ihnen jenen bekannten Ausflug oder großen Hochzeitsflug, von dessen Erfolg das glückliche Fortbestehen der Kolonie abhängt, nachdem man zu größerer Bequemlichkeit der Ausfliegenden die engen Ausgänge des Nestes vorher erweitert hat.

Ob die lustigen Hochzeiter dabei das bekannte Lied singen: „Das flüchtige Leben eilt schneller dahin, als Räder am Wagen, als Räder am Wagen, — Wer weiß, ob ich morgen am Leben noch bin,“ — ist durch die Untersuchungen der Herren Zoologen noch nicht festgestellt worden; aber jedenfalls würde ein solcher Gesang ebenso passend sein, wie bei den Menschen, da auf die kurze Lust schnell ein trauriges Ende folgt. Ist der Hochzeitsflug nach einer Dauer von einigen Stunden zur Erde zurückgekehrt, so gehen die armen Herren Ehegatten, welche sich nicht selbst zu ernähren vermögen und von den Herren Arbeitern als nunmehr

unnützig gewordene Fresser nicht mehr berücksichtigt werden (bei den Menschen macht man es anders), entweder aus Nahrungsmangel zu Grunde oder fallen den sie verfolgenden Vögeln zur Beute, während die befruchteten Weibchen, welche nunmehr zu sog. „Königinnen“ geworden sind, durch die Arbeiter zur theilweisen Rückkehr in das Nest genöthigt werden. Die nunmehr unnützig gewordenen und bei dem weiteren Lebenslauf nur hinderlichen Flügel beißen sich die zukünftigen Mütter entweder selbst ab, oder dieselben werden ihnen von den Arbeitern, welche für Alles Vorsorge zu treffen wissen, abgebissen. Die ganze Sorge der Königinnen besteht von jetzt an nur noch in dem Geschäft des Eierlegens, welches in der Regel den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt wird, und wobei dieselben die liebevollste Pflege und Wartung von Seiten der Arbeiter erfahren. „Jede Königin hat ihren besonderen, aus zwölf bis vierzehn Arbeitern bestehenden

Sofstaat, der für Nahrung, Unterhaltung, Schmeicheleien und für Alles, was eine regierende Dame liebt, wünscht und zum angenehmen Leben nöthig hat, ängstlich sorgt und zugleich mit einer Verehrung, welche sich an ihrem Leichnam durch Beleckung, Streichelung und Bewachung bekundet.“ (Siebel, Zoologie.) Eines eignen Willens den Arbeitern gegenüber scheinen jedoch die Königinnen zu entbehren.

Aus den von ihnen gelegten Eiern gehen nun kleine, weiße, fast unbewegliche Würmer oder Maden ohne Augen und Füße hervor, welche nur durch die Pflege der Arbeiter zu leben im Stande sind. Später verpuppen sich dieselben oder spinnen sich in einen sog. Cocon ein, in welchem Zustande sie die wohlbekanntesten, zum Füttern der in Käfigen gehaltenen Singvögel gebrauchten „Ameiseneier“ oder Ameisenpuppen darstellen.

Die Beforgung der Eier, Larven und Puppen ist das Hauptgeschäft der Arbeiter. Jeder dieser zukünftigen Staatsbürger erhält eine besondere Zelle oder einen besonderen Brutraum und wird an warmen Tagen, um Luft und Licht zu genießen, vor die Wohnung hinausgetragen. Aber auch im Innern der letzteren findet ein solches Umhertragen statt, indem die Larven bei Kälte, Regen oder großer Hitze in den unteren Etagen oder Räumen des Nestes bleiben, während sie bei mäßiger Temperatur und trockner Witterung in die oberen Räume emporgetragen und hier mit größter Sorgfalt verpflegt werden. Später leisten die Arbeiter den ausstreichenden Thieren Hilfe bei dem Zerreißen der Cocons oder der Hüllen der sog. Nymphen.

Während also die Arbeiter eine rastlose Thätigkeit im Interesse der Erhaltung des Stammes entwickeln, ergeben sich die Königinnen, abgesehen von ihrer Pflicht des Eierlegens, einem *dolce far niente* oder süßen Nichtsthun, einem denk- und arbeitslosen Wohlleben, machen es also grade so, wie auch die Mehrzahl der menschlichen Herrscher, denen die Pflege des Lieben, höchst-eigen Selbst in der Regel allem Andern vorgeht. Warum sollten sie auch nicht? Fehlt es ihnen doch nicht an willigen Dienern und arbeitenden Händen, welche es sich zur Ehre rechnen, im Angesicht des Herrschers den Buckel krumm zu machen oder ihr armseliges Dasein für ihn zu opfern.

Allerdings hat man in dieser Beziehung eine Ausnahme beobachtet, welche außerordentlich zu Gunsten der Ameisen gegenüber den Menschen spricht. Man hat einzelne Ameisenstämme beobachtet, wo ein solches Mißverhältniß in der Zahl der Arbeiter und derjenigen der Königinnen besteht, daß z. B. nur vierzig Arbeiter auf zwanzig Königinnen kommen. Ein solches Verhältniß erscheint nun allerdings sehr unsinnig und ist es auch in der That. Jedenfalls spricht es nicht für die so vielfach behauptete Zweckmäßigkeit aller von der Natur getroffenen Anordnungen oder Einrichtungen. Aber das Mißverhältniß gleicht sich dadurch wieder aus, daß in einem solchen Falle die Königinnen auf ihr Faulheits-Privilegium verzichten und (mirabile dictu oder wunderbar zu sagen!); ihre königliche Würde vergerendend — mitarbeiten!! Auch bei uns Menschen fehlt es nicht an ähnlichen staatlichen Mißverhältnissen. Man denke z. B. an die vielen kleinen Regentfürsten in Afrika — oder an die schönen Zustände unseres weisland deutschen Reiches von ehemals, wo einige Hunderte von souveränen Fürsten, Bischöfen, Grafen u. s. w. über einige Millionen Unterthanen herrschten — oder an die schönen Zeiten des romantischen Ritterthums, wo jeder sporenklirrende Adlige seine größere oder kleinere Schaar Höriger oder Leibeigner hatte. Aber wo wäre es jemals Einem dieser menschlichen Zaunkönige eingefallen, sich bis zu der Höhe eines Ameisenverstandes, bis zur edlen Selbstverleugnung eines Ameisengemüthes emporzuheben und, an der segensbringenden Thätigkeit seiner Unterthanen sich betheiligend, — mitzuarbeiten? Freilich darf man nicht vergessen, daß bekanntlich nur der Mensch Verstand, das Thier dagegen blos „Instinkt“ hat!! —

Aber zurück zur Sache und zu unseren fleißigen Ameisenarbeitern, deren unermüdbliche Thätigkeit sich nicht blos auf das geschilderte Hauptgeschäft der Erziehung der Larven, sondern noch auf eine ganze Reihe weiterer, kaum minder wichtiger Obliegenheiten erstreckt.

Da ist zunächst der sehr komplizierte Wohnungsbau, welcher Bau nicht selten in 20 bis 40 übereinander liegenden Stockwerken aufgeführt wird, also die höchsten menschlichen Wohngebäude im Verhältniß weit hinter sich läßt. Diese Ameisenhaufen, deren äußeres Ansehen die wundervolle Komplizirtheit ihrer inneren Einrichtung nicht errathen läßt, erheben sich nicht selten bis zu einem Meter Höhe und sind aus jedem erreichbaren Material, wie Holz, Erde, Steinchen, Blätter, Halme, Nadeln u. s. w., so weit es nur seinem Zwecke dienen kann, auf die kunstvollste Weise zusammengesetzt. Zuerst wird die Erde in einem bestimmten Umkreise ausgehöhlt; alsdann wird mit Hilfe der ausgeworfenen Erde und der von außen herbeigeschleppten Materialien der Bau selbst aufgeführt. Die einzelnen Stockwerke werden durch Pfeiler aus Holz oder Thon gestützt, deren Festigkeit übrigens vorher sorgfältig geprüft wird. Der ausgezeichnete Beobachter der Ameisen, der Genfer Peter Huber, der im Jahre 1810 zuerst genaue Nachrichten über das wunderbare Institut der Sklaverei bei den Ameisen veröffentlicht hat, und auf den wir uns noch öfter beziehen müssen, hat beobachtet, daß, wenn bei der Auf- führung des Baues die geringste Unsicherheit oder Negelewidrigkeit im Bau oder in einzelnen Theilen desselben entdeckt wird, sofort der Bau sistirt und das Fehlerhafte verbessert wird! Ja, er beobachtete sogar, wie eine Ameise durch die andere korrigirt wurde, so daß eine falsch oder unvollkommen ausgeführte Arbeit von dem betreffenden Arbeiter nach Anleitung eines Gefährten wieder abgebrochen und neu aufgeführt werden mußte! Ueberhaupt werden alle Bauarbeiten durch besondere Aufseher geleitet, welche wohl aus den älteren und mehr erfahrenen, vielleicht auch aus den mehr intelligenten Gliedern des Stammes bestehen mögen. An der Spitze des Hügelns werden eine Anzahl kleiner Ausgangsöffnungen angebracht, welche Abends und wenn es regnet, geschlossen werden; nur die sog. Wachen oder einzelne Arbeiter, welche den Bau von außen zu bewachen und eine allenfalls herankommende Gefahr abzuwehren oder nach innen zu melden haben, bleiben draußen. Bei einzelnen Nestern trifft man auch einen großen Haupteingang mit einigen Nebenöffnungen.

Von dem Bau führen nun unterirdische Wege oder bedeckte Gallerien oder auch ebne Chaussées nach benachbarten Bäumen oder Sträuchern oder sonstigen Plätzen, wo sich die von den Ameisen so sehr geliebten Blattläuse aufhalten, oder wo sich anderweitige Nahrung befindet — oder auch nach benachbarten Ameisenkolonien. Die Arbeit bei Herstellung dieser Wege ist durchaus nicht dieselbe, wie es sein müßte, wenn die Thierchen blos ihrem „Instinkt“ folgten, sondern eine sehr verschiedene und nach der Verschiedenheit der Umstände sich richtende. So führen sie auf waldigen Wiesen förmliche Chaussées von einem Nest zum andern, indem sie zuerst die Grashalme abmähen, alsdann einen festen Boden von Kitt und Sand herstellen und auf diesem wiederum einen erhöhten Damm herrichten, auf welchem sie nun emsig hin- und herlaufen. Wo der Weg der ihnen unangenehmen Mittagssonne allzusehr ausgesetzt ist, da bauen sie aus Erde und Speichel eine bedeckte Gallerie, oder sie höhlen, wenn die Umstände es erlauben, einen Tunnel unter der Erde aus.

Die letztere Art des Wegebaues wird namentlich geübt von der westafrikanischen Treiber-Ameise (*Anomma arceus*), welche sehr empfindlich gegen die stehenden Strahlen der afrikanischen Sonne ist und sich daher in der Regel nur Nachts oder bei trübem Himmel umhertreibt. Begegnet es ihren Bügen, daß sie durch reichliche Beute oder sonstige verzögernde Umstände bis zum späten Morgen im Freien aufgehalten werden, so überbauen sie schnell ihren Pfad mit einem Gewölbe aus Erde oder Schmutz, das sie mit Speichel zusammenkleben. Gewährt ihnen dagegen hohes Gras schon hinlänglichen Schutz gegen den verderblichen Sonnenstich, so unterlassen sie die Arbeit. Die Treiber-Ameise hat keinen festen Wohnsitz und zieht in großen Bügen umher, welche in den heißen Gegenden als eine der größten Landplagen gefürchtet werden. Sie tödtet alles Lebende, was sie auf ihrem Wege finden und saugen ihrem Opfer die Säfte aus; sogar die Riesenschlange soll ihnen zum Opfer fallen. Bei den Eingebornen geht die Sage, daß die Riesenschlange, nachdem sie ihr Opfer

getödtet oder in ihren furchtbaren Ringen erdrückt hat, bevor sie sich zur Verzehrer desselben anschickte, dasselbe zuvor in einem weiten Umkreis von mindestens einer Viertelmeile Durchmesser umkrieche, um sich zu überzeugen, ob nicht eine Armee von Treiber-Ameisen im Anzuge sei, und daß sie, wenn dieses der Fall sei, fortschleiche und ihre Beute den Ameisen überlasse. Dringt die Treiber-Ameise, welche ihren Namen davon erhalten hat, daß sie Alles vor sich hertreibt, in ein Haus ein, so tödtet sie das Vieh in den Ställen und die Hühner auf ihren Stiegen in einer einzigen Nacht. Freilich vertilgt sie auch alles im Hause enthaltene Ungeziefer, wie Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen, Schaben, Wanzen, Spinnen u. s. w.; daher die menschlichen Bewohner eines Hauses dasselbe bei Annäherung der Treiber-Ameise in der Regel zu verlassen pflegen und erst wieder zurückkehren, wenn der Zug vorüber ist. Kleine Gewässer soll der Zug durch Bildung einer lebendigen Brücke, wobei sich Ameise an Ameise hängt, überschreiten. Auch in Südamerika lebt eine solche Wander- oder Fouragier-Ameise (zu der Gattung *Eciton* gehörig) mit ganz ähnlichen Gewohnheiten.

Eine andere auerodomaische Art ist die sog. Sonnenschirm-Ameise (*Oecodoma cephalotes*), welche man ebenfalls in ungeheuren, dicht gedrängten Kolonnen dahinmarschiren sieht, indem jedes einzelne Thier zwischen seinen Kiefern ein kreisrundes Blattstück von der Größe eines Silbergroschens grade in die Höhe hält. Sie benutzen diese Blattstücke aber nicht, wie man geglaubt hat, als Sonnenschirme, sondern um ihre tuppelförmigen Wohnungen damit zu bedecken oder zu bedachen. Diese Wohnungen haben oft nicht weniger als vierzig Fuß im Durchmesser, während ihre außerordentlich komplizirten unterirdischen Bauten über 200 Fuß im Durchmesser erreichen.“ (Peters, Ueber Wohnen und Wandern der Thiere, 1867.)

Ueberhaupt ist der Wohnungsbau der Ameisen ebenso verschieden und richtet sich ebenso nach den Umständen, wie ihr Wegebau. Auch hat jede einzelne Art wieder ihre besondere Manier des Bauens. Einige errichten Häuser mit Stockwerken, andere ziehen es vor, unterirdische Minen und Gänge auszuhöhlen. Einige bauen in hohle Bäume, während wieder andere platte Steine aufsuchen, um unter deren Schutze ihr Nest anzulegen. Huber beobachtete auch in einem sog. Vivarium den genaueren Vorgang des Bauens bei der braunen Ameise (*formica brunnea*) und sah, wie einige Thiere kleine Erdklöße zusammenkneteten, während andere auf dem feuchten Boden flache Gruben machten, deren Ränder das Fundament für die neuen Wände bildeten. Auf dieses Fundament wurden die Bausteine oder die kleinen, zusammengekneteten Erdklöße aufgesetzt, festgedrückt und mit Hilfe der Kiefern und Vorderfüße geebnet und geglättet. Die Decke, der schwierigste Theil der Arbeit, wurde ebenfalls mit Leichtigkeit ausgeführt, obgleich dieselbe zuweilen einen Durchmesser von zwei Zoll, eine für so kleine Thiere ungeheure Größe, hatte. Zu dem Ende klebten sie die kleinen Backsteine zuerst an die Zimmerdecken und oben an die Wände in einer Reihe. Sobald diese trocken und fest geworden ist, bringen sie die zweite und so die folgenden Reihen an, bis die Decke fertig ist. Behufs der nothwendigen Reparaturen und Ergänzungen halten sie in den untersten Etagen oder Kellern, zu denen die austrocknende Wirkung der Sonne nicht hinabbringen kann, und wo es nicht an der nothwendigen Feuchtigkeit fehlt, hinreichenden Lehm oder feuchte Erde vorrätig. (Peters, a. a. O.)

Nach Düpont sollen manche Stämme in einiger Entfernung von ihren Wohnungen sogar eigne Kirchhöfe besitzen, wohin die Todten von den überlebenden Mitbürgern gebracht und dort bestattet werden. Ist diese Beobachtung richtig, so erheben sich diese kleinen Thiere durch ihre Sorge für die Todten über beinahe die gesammte übrige Thierwelt, welche eine solche Sorge nicht kennt, und sogar über einige der niedersten Menschenstämme, welche ihre Todten unbeerdigt liegen lassen.

Die Arbeiten der Ameisen werden in der Regel am Tage ausgeführt, während die Nacht, wie bei fast allen lebenden Wesen, der Ruhe gewidmet ist. Doch gibt es auch solche, welche im Mondschein arbeiten. An sehr heißen Tagen arbeiten sie nur

Morgens und Abends und halten während der Mittagszeit Siesta oder Ruhepause, machen es also genau so wie die Menschen auch an heißen Tagen oder in feuchten Ländern. Der Franzose Lespès hat dieses namentlich von einer an den Ufern des Mittelmeers lebenden *Myrmica*-Art, der *Atta barbara*, beobachtet; auch sah er sie im Mondschein arbeiten.

Bei der Arbeit selbst halten die klugen Thiere streng jenes wichtige Arbeitsprinzip ein, welches auch im menschlichen Leben nach und nach so hoch ausgebildet worden ist — das Prinzip der Arbeitstheilung nämlich. Einige beschäftigen sich nur mit Aufgraben der Erde, andere schleppen Erde oder sonstiges Baumaterial herbei, andere bauen, andere halten Wache, andere wieder beschäftigen sich mit der Sorge für Eier, Larven, Puppen oder Königinnen.

Ganz dieselbe Arbeitstheilung wird auch bei dem wichtigen Geschäft des Einsammelns der Vorräthe für den Winter beobachtet. Diese Vorräthe bestehen zumeist aus Samenkörnern, welche bald da, bald dort aufgesucht werden. Der Engländer Moggridge, welcher die körnersammelnden Ameisen an den Ufern des Mitteländischen Meeres genau beobachtet und ein sehr interessantes Buch darüber geschrieben hat (Harvesting Ants, 1873), fand in ihren Vorrathskammern nicht weniger als dreißig verschiedene Samenkörner-Gattungen. Er sah auch, wie einzelne Ameisen an den Stengeln der samen tragenden Aehren emporklettern und die Samen herabschüttelten, während andere, unten wartende, die herabgefallenen Körner auflesen und nach den Vorrathskammern trugen. Sie tragen dieselben nur bis zum Eingang des Nestes, wo wieder andere Gefährten warten und die Körner in das Innere schleppen. Ja, die Arbeitstheilung bei dieser Beschäftigung geht so weit, daß die Ameisen, wenn die Entfernung vom Neste groß ist, unterwegs förmliche Depots oder Niederlagen der Vorräthe unter großen Blättern, Steinen oder an sonst geeigneten Plätzen anlegen, und nun einzelne Abtheilungen von Depot zu Depot circuliren lassen.

Diese Gewohnheit der Ameisen, Körner zu sammeln, war schon dem alten griechischen Fabeldichter Aesop bekannt; und er, wie Andere, betrachteten es als ein Aufspeichern von Nahrungs-Vorräthen für den Winter, bis Huber darauf aufmerksam machte, daß erstens die Mundtheile der Ameisen zum Verspeisen harter Körner ungeeignet seien, und daß zweitens die Ameisen im Winter in eine Art von Winterschlaf verfielen, der die Vorräthe als unnütz erscheinen lasse.

Beides ist richtig; und doch war der daraus gezogene Schluß unrichtig. Zuerst findet der Winterschlaf der Ameisen nur in nördlichen Gegenden statt, und hier sammeln auch die Ameisen keine Körner-Vorräthe, außer daß sie Körner gelegentlich, so wie andere Gegenstände, vom Boden aufkrabben und zum Neste schleppen. Dagegen lebt die eigentliche körnersammelnde Ameise (eine schwarze *Myrmica*-Art mit großem Kopf), welche vorzugsweise Getreidekörner liebt, nur im Süden, namentlich an den Ufern des Mittelmeeres, wo kein Winterschlaf stattfindet. Zweitens verzehren die Ameisen die Körner nicht im harten Zustande, sondern sie lassen dieselben erst im Innern ihrer warmen und feuchten Wohnungen keimen, wodurch sich das in den Körnern enthaltene Stärkemehl bekanntlich in Zuckersaft und Gummi umsetzt, und wobei ein kleiner, zarter Keim hervorwächst. Zugleich zerpringt die harte Schale, das ganze Korn schwillt auf und wird weich. Damit ist das Korn in einen Zustand versetzt, wie ihn die Ameise braucht und wünscht; sie verzehrt die weichen Theile, namentlich den von ihr so sehr geliebten Zuckersaft, und läßt die Schale oder Hülse in Form der sog. Kleie liegen. Daß dieses so ist, haben sowohl Lespès als Moggridge konstatirt, welche beide kleine Haufen von Hülssen oder von herausgeschaffter Kleie, sog. Abfallhaufen, vor den Nestern liegend fanden. Jedemal fand Lespès, daß wenigstens der kleine, herausgewachsene Keim verzehrt war, welchen also die Thiere am meisten zu lieben scheinen.

Dieser ganze Prozeß ist derselbe, welchen bekanntlich die Bierbrauer bei dem sog. Malzen des Getreides vorzunehmen pflegen, so daß also nicht bezweifelt werden kann, daß die Ameisen mit einem der wichtigsten Vorgänge menschlicher Kunstthätigkeit und

dessen Vortheilen genau bekannt sind! „Instinkt“ kann sie so Etwas nicht gelehrt haben, sondern nur Erfahrung; und die regelmässige Verwendung dieser zufällig gemachten Erfahrung zu einem vortheilhaften Zweck kann nur Folge eines bewussten Ueberlegungsaktes sein, der sich bei einzelnen Stämmen nach und nach zu einer erblich gewordenen geistigen Gewohnheit umgebildet hat.

Moggridge fand in einzelnen Ameisennestern, welche er öffnete, Vorrathskammern mit darin enthaltenen Körnern oder

Kornspeicher von der Größe einer Taschenuhr, und es gelang ihm auch, geheime Diebsgänge zu entdecken, welche die Ameisen zur Plünderung nahe gelegener menschlicher Kornspeicher angelegt hatten. Um die kleinen Räuber zu täuschen, legte ihnen Mogggridge kleine Porzellanperlen von der Größe und Farbe der Getreidekörner in den Weg. Wirklich wurden diese auch Anfangs aufgenommen und fortgeschleppt. Bald aber sahen die klugen Thiere ihren Irrthum ein und ließen die unbrauchbaren Perlen liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Pariser Zufluchtshäuser vor hundert Jahren.

Von Gustav Rasch.

(Schluß.)

Ueber die Zulassung der Kranken zur ärztlichen Behandlung sagt der schon einmal erwähnte, in Bicêtre angestellte Schreiber: „Die für Frauen bestimmte Abtheilung hieß „der Saal der Barmherzigkeit“, ohne Unterschied nahm man dort Alles durcheinander auf: Ammen, verheirathete Frauen, junge Mädchen, Prostituirte, welche aus der Stadt oder aus der Salpêtrière kamen. Alles, was in der Salpêtrière die Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, wurde nach Bicêtre gebracht; aber dort erfolgte die Zulassung selten sofort. Man schrieb die Kranken ein, und nun mußten sie mit ihrer Aufnahme so lange warten, bis die Reihe an sie kam. Das Recht, ihre Zulassung zu verlangen, hatten sie erst nach Ablauf eines ganzen Jahres. Aber es kam auch vor, daß achtzehn Monate, zwei Jahre oder gar eine noch längere Zeit verlief, bis ihnen die ärztliche Hülfe geleistet wurde; indessen bevorzugte man doch die Ammen, für welche der Polizeipräfekt eine gewisse Summe bezahlte, und auch Diejenigen, welche auf einer Bahre herbeigetragen wurden, wegen der Schwere ihrer Krankheit.“

Die Behandlung aller Kranken war in Bicêtre ganz dieselbe und dauerte sechs Wochen, nicht kürzer und nicht länger. „War die Zeit um und waren die Kranken auch nicht geheilt, so mußten sie Bicêtre jedenfalls verlassen; noch weiter dort zu bleiben, hatten sie keinen Anspruch.“

Wurde die Zahl der Kranken, welche auf ärztliche Behandlung warteten, zu groß, oder wurden ihre Klagen zu laut, so bewilligte man ihnen ausnahmsweise zehn, zwölf oder fünfzehn Tage ärztliche Behandlung; aber nach Ablauf dieser zehn, zwölf oder fünfzehn Tage wurden sie ohne alles Erbarmen wieder zurück geschickt, um anderen Kranken Platz zu machen, welche man ebenso behandelte. Nach acht oder zehn Tagen kamen die ersten Kranken dann wieder an die Reihe; aber man berechnete ihnen bei ihrer neuen Behandlungszeit ganz genau die Tage, welche sie schon früher im „Saale der Barmherzigkeit“ gewesen waren.

Der Platz der Chirurgen in Bicêtre war ein sehr gesuchter; denn außer den Privilegien, welche die Stellen an sich hatten, waren dieselben eine fortdauernde Quelle aller möglichen Einkünfte, ganz abgesehen von den drei Goldstücken, welche jeder Kranke bezahlen mußte, der schleunigst ärztlich behandelt werden wollte.

* * *

Ich erwähnte die Salpêtrière. Die Salpêtrière war das zweite große Pariser Zufluchtshaus, welches während der Regierungszeit König Ludwigs des Bierzehnten durch Parlamentsbeschluß erbaut wurde. Die beträchtliche Vergrößerung der französischen Hauptstadt während der Periode König Ludwigs des Dreizehnten und die bürgerlichen Unruhen während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers hatten Massen von Bagabunden, Bettlern, Abenteurern und Armen aus allen Theilen Frankreichs nach Paris geführt. Die Zahl der Pariser Bettler wurde von Geschichtsschreibern damaliger Zeit auf nicht weniger als 40,000 angegeben — für die damalige Größe der Stadt eine ungeheure Summe. Der Zustand wurde alle Tage unerträglich. Abhülfe mußte geschafft werden. Herr Pomponne de Bellire, damals erster

Präsident des Parlaments, ein Mann voll Eifer für das öffentliche Wohl, schlug deshalb vor, ein großes Zufluchtshaus zu erbauen. Am 16. Juli 1632 beschloß das Parlament die Gründung eines solchen Hospitals. Die Ausführung dieses Beschlusses zog sich indeß bis zum Jahre 1656 hin. In diesem Jahre wurde der Bau des neuen Zufluchtshauses in Angriff genommen. Das Gebäude, welches früher an der Stelle stand, wo jetzt die Salpêtrière steht, diente zur Bereitung des Salpeters. Der Palast, der dann aus jenem Gebäude emporstieg, hat den Namen nach dem ursprünglichen Zwecke des Gebäudes erhalten. Am 7. Mai 1657 wurde die Salpêtrière als Zufluchtshaus eröffnet und in ganz Paris an demselben Tage die Bettelei verboten.

Im Anfange müssen die Zustände in der Salpêtrière erträglich gewesen sein, obgleich man auch dort in den verschiedenen Gebäuden Kranke, Arme, Irnsinnige und lieberliche Mädchen zusammenhäufte. „Eine wunderbare Ordnung und Aufsicht“, erzählt Herr von Saint Victor in seinem interessanten Buche, „herrschte in diesem Hause. Mehr als 7000 Arme und Unglückliche jeden Alters und Geschlechts fanden dort Aufnahme. Sie wurden mit solchen Arbeiten beschäftigt, welche ihrer Individualität und ihren Fähigkeiten angemessen waren und mit allen Lebensbedürfnissen versehen, welche sie brauchten. Ein zweiter Hof wurde für leichtsinnige Mädchen und Frauen, welche eine Zufluchtstätte suchten und einen andern Lebensweg einschlagen wollten, eingerichtet. Ein dritter Hof wurde für die Tollen und Bödsinnigen bestimmt.“

Aber lange muß die „wunderbare Ordnung“ in der Salpêtrière nicht gedauert haben; auch verschweigt mein Berichterstatter ganz, wie man in dem für die Prostituirten bestimmten Hofe mit den unglücklichen Mädchen umging, die aus dem damals in einem Winkel der Straße St. Martin befindlichen Polizeidepot dorthin gebracht wurden. Diese Mädchen wurden auf Grund eines Lettres de cachet nach der Salpêtrière gebracht und dort infolge dieses Lettres de cachet drei, sechs, neun, manche sogar mehr als fünfzehn und zwanzig Jahre festgehalten. Man kann sich über einen solchen Mißbrauch der Lettres de cachet gar nicht wundern, wenn man weiß, daß Diejenigen, welche wegen Vergehen und Verbrechen zur Strafarbeit verurtheilt waren, nach Ablauf der Strafe noch vier bis sechs Jahre auf die Galeere geführt wurden, „wenn die Marine Arme brauchte.“ Grade während der Regierung des „guten“ Königs Heinrich des Vierten, des Königs „mit dem Huhn im Topfe“ und seines in Europa so viel gerühmten Ministers Colbert stand dieser Mißbrauch der Lettres de cachet in vollster Blüthe.

Aber schauen wir uns die „wunderbare Ordnung“ im Hofe der Prostituirten nur weiter an. Ein bekannter Pariser Arzt schildert uns in seinem Werke über die Prostitution**) die Zustände in diesem Hofe. Die Betten waren dort immer für sechs Personen bestimmt. Da die Betten aber immer nur für vier Personen Raum hatten, so waren zwei Mädchen gezwungen, auf der bloßen Erde zu schlafen, bis für sie im Bette Platz wurde. Die vorletzte kann dann in das Bett, während die andere auf

*) Tableau historique et pittoresque de Paris. 1807. Paris.

**) La Prostitution dans la ville de Paris par A. J. B. Parent Duchatelet. Paris 1857.

der Erde weiter schlief. Von Stroh, von Kopflissen, von Matratzen war für die Mädchen, welche auf der Erde schlafen mußten, gar keine Rede. Im Winter gab man ihnen nur eine Decke, um sich einzuhüllen. Die Säle, wo die Betten standen, hatten nur eine Höhe von fünf Fuß. Die Fenster waren in großen Zwischenräumen angebracht und auf der einen Seite offen, hatten aber auch nur eine Breite von zwei Fuß, wodurch die Luftventilation sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich wurde. Außerdem waren die Säle so eng, daß, wenn zwei Mädchen auf der Erde lagen, es kaum möglich war, zwischen den Bettreihen durchzugehen. Wie der Geruch in diesen Räumen war, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die Verpflegung war höchst mittelmäßig. Daß man den unglücklichen Mädchen in der Salpêtrièrè die Haare kahl heruntergeschnitten, erklärt mein Gewährsmann für eine Unwahrheit.

Eine derartige Behandlung menschlicher Wesen, welche nicht einmal ein Verbrechen begangen hatten, in der damaligen Zeit kann uns aber gar nicht wundern, wenn wir erfahren, wie die Behandlung der franken Mädchen in der Salpêtrièrè war. Noch im Jahre 1700 wurden sie, falls sie Ausnahme gefunden hatten, bei der Aufnahme geprügelt; ebenso bei der Entlassung. Die Prügel spielten damals nicht allein in den Strafgefängnissen, sondern auch in den Polizeigegefängnissen und in den Krankenhäusern eine Hauptrolle. Die Prügel waren das einzige Korrektionsmittel. Und wen prügelte man? Nicht allein die Strafgefangenen, sondern auch die Kranken und die Verhafteten, welche noch gar nicht einmal in Untersuchung gezogen waren.*)

*) S. Paris. Par Maxime Ducamp. T. IV. Les Prisons. Paris 1872.

Den erkrankten Mädchen wurde im Jahre 1775 überhaupt erst seitens der Sanitätsbehörde eine Aufmerksamkeit geschenkt. Indeß was war das für eine Aufmerksamkeit? Die in der Salpêtrièrè angestellten Aerzte waren autorisirt, die Unglücklichen erst dann zu untersuchen, wenn sich die Spuren der Krankheit auf dem Gesichte zeigten. Dann fand ihre ärztliche Behandlung heimlicher Weise in einer abgelegenen Kammer des Zufluchthauses statt.

*

Ich denke, der Leser hat genug an den Zuständen der beiden großen Pariser Zufluchthäuser im vorigen Jahrhundert und erläßt mir die weitere Schilderung. Und so sind die Zustände in der Salpêtrièrè und in Bicêtre trotz aller Anstrengungen Michael Cullerier's, mit dem eine ganz neue Aera für die an der Syphilis in Paris Erkrankten beginnt, und trotz mehrfacher Versuche des Ministers von Breteuil während der Regierung König Ludwig des Sechzehnten, in den beiden Zufluchthäusern aufzuräumen, bis zu der großen französischen Revolution geblieben! Im Jahre 1792 erschienen Abgeordnete der Nationalversammlung in Bicêtre und in der Salpêtrièrè, um beide Häuser zu untersuchen. „Das Schicksal der dortigen Kranken und Verhafteten“, heißt es in dem mir vorliegenden Bericht, „erschien den Mitgliedern der Nationalversammlung so entsetzlich, daß beide Zufluchthäuser vollständig geräumt und alle Kranken in das neue Hospital der Capuziner in der Vorstadt Saint Jacques gebracht wurden.“

Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

IX.

Am Morgen nach seiner Rückkehr in die Residenz finden wir den unglücklichen Offizier voll hanger Erwartungen und mancherlei Sorgen in seinem bescheidenen Quartier.

Es ist ein schöner Januarmorgen, denn in der eben verfloffenen Nacht hatte die Erde ihr Winterkleid erhalten, so daß das Auge kaum den Glanz des Lichtes ertragen konnte, das vom Himmel hernieder auf die Millionen weißer Sterne fiel und von diesen mit jungfräulichem Stolz zurückgeworfen wurde.

Ein solcher Morgen besißt Zauberkräfte, er ruft Hoffnung und Lebenslust in allen Seelen wach, er erheiterte auch die Stirn des einsamen Träumers.

„Wie es auch kommen mag,“ rief er sich endlich, sich selbst ermunternd zu, „ich bin noch jung und kann bessere Tage mit Geduld erwarten, leuchtet mir doch auch ein Stern, reiner und weißer als dieser Schnee.“

Da klopfte es vernehmlich an seine Thüre, und mit diesem Klopfen schien ihm die unselige Wirklichkeit mit allen ihren Leiden und Sorgen zugleich Einlaß zu begehren.

Aber er saßte sich und auf sein entschlossenes „Herein“ trat eine Ordonnaanz des Kriegsministeriums in seine Stube.

So gefaßt er auch auf Alles war, wie er meinte, so zuckte er doch zusammen, als er das verhängnißvolle Schreiben empfing. Man geht aus solchen Verhältnissen nicht ohne sllavische Zudungen heraus. Sobald er allein war, erbrach er das Schreiben und las mit halb umflorten Augen die Worte:

„Se. Majestät haben nach Kenntnißnahme Ihres Besuches und nach erlangten weiteren Informationen zu befinden geruht, daß Ihrem weiteren aktiven Dienste in der Armee kein Bedenken entgegensteht. Sollten Sie sich dagegen aus Privatgründen veranlaßt fühlen, Ihren Abschied zu erbitten, so soll er Ihnen mit allen Ehren und Anrechten bewilligt werden.“

Das waren herzerquickende Worte und ein gutes Schutzschreiben gegen Verleumdungen und Verdächtigungen. Schöner erschien ihm der Tag und die Welt. Er war vor dem Schlimmsten,

einer Verdächtigung seiner Ehrenhaftigkeit, bewahrt geblieben. Und nun war er gegen Alles gerüstet.

Bald darauf klopfte es von Neuem, und zu seiner nicht geringen Ueberraschung und Verwirrung sah er den Vater seiner Geliebten zu sich eintreten.

„Ich komme, um zu sehen, wie es denn eigentlich mit Ihnen steht,“ rief dieser, und ergriff auch alsbald das offen auf dem Tische daliegende Schreiben des Ministeriums, indem er entschuldigend bemerkte: „Sie erlauben doch?“

Nachdem er das Schriftstück durchgelesen, legte er es stillschweigend wieder auf den Tisch, setzte sich in den Lehnstuhl und meinte, indem er umständlich eine Priße aus seiner goldenen Dose nahm: „Gedenken Sie denn, Herr Lieutenant, im aktiven Dienste zu verbleiben?“

„Ich glaube nicht, Hr. Burney, es liegt etwas den Menschen zum willenlosen Werkzeug Herabwürdigendes in diesem Institute, welches zwar seiner Bestimmung gemäß zum Schutze des Vaterlandes dienen soll, sich aber auch nicht des Gemißbrauchtwerdens im Dienste eines herzlosen Despoten, eines blutdürstigen Tyrannen erwehren kann.“

„Ja, so steht's bei Ihnen auf dem Kontinente, es ist viel in Ihrem Alter, daß Sie das begriffen haben. Was mich anbelangt, so thut mir das Volk leid, das sich und seinen ganzen Schweiß dem Militarismus aufopfert, ohne dafür Frieden oder Ruhe und Sicherheit im Frieden eintauschen zu können, welches also über kurz oder lang materiell und vielleicht auch moralisch zu Grunde gehen muß. Wir werden deshalb nach unserem Nordamerika zurückreisen, und da Sie mich wissen ließen, daß Sie dieselbe Reise ins Auge gefaßt haben, so komme ich zu fragen, ob Sie uns begleiten wollen?“

„Wie, Sir, Sie würden meine Begleitung annehmen?“

„Warum nicht? Einmal habe ich mich an Sie gewöhnt, und zweitens erklärt meine Tochter, daß sie Ihre Begleitung jeder anderen vorziehen würde.“

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“

„Gewiß, Ihre Post thut ihre Schuldigkeit. Ich habe daraus ersehen, daß Sie mit dem abgefeimtesten Schurken der Stadt in Conflict gekommen, ich habe ihn darüber ausgehört und die Resultate meiner Forschung dem Kriegsministerium mitgetheilt, demselben es zur Erwägung anheimstellend, ob es wohl seiner Würde angemessen erachten könnte, das Seinige zum Gelingen des Racheplans eines solchen Hallunken beizutragen. Es scheint, daß es gewirkt hat.“

„Und Sie würden wirklich meine Begleitung annehmen?“

„O, was mich betrifft, so rede ich in Liebessachen nie hinein, weil ich weiß, was das für dumme Folgen hat. Aber ich muß, da Jessy leider keinen Bruder hat, wohl oder übel Bruders Stelle vertreten, und bei Ihnen eine kleine Anfrage stellen.“

„Aber was meinen Sie selbst, was ich am Besten thun könnte?“

„Sie wollen meine persönliche Ansicht hören?“

„O gewiß, Sie sehen klarer und unbefangener.“

„Nun, ich meine, Sie müssen zunächst die Herzenswünsche Ihrer braven Familie berücksichtigen und ihr die Genugthuung dadurch geben, daß Sie in der Armee so ein halbes Jährchen fortbienen, um allen Verdächtigungen und Gerüchten den Garau zu machen. Im Monat August ist, wie ich höre, die Wiederkehr Ihres Geburtstages, da wird Jessy natürlich gratuliren und der Sehnsucht nach Ihnen so lebhaften Ausdruck geben, daß Sie doch wohl nicht umhin können werden, derselben Ihre Stellung zu opfern. Ich, wie gesagt, rede da nichts hinein, denn, wenn ein Mädchen von 17 Jahren schlecht erzogen ist, und das sind sie heutigen Tages alle, dann ist auch nicht mehr viel mit ihnen anzufangen, und der erste Kerzer ist der beste oder gelindeste. Aber da Jessy, wie gesagt, leider keinen Bruder hat, so sage ich

Ihnen das mit dem Hinzufügen, daß wir nun noch höchstens sechs Tage uns in dieser Stadt aufhalten und heute den Thee zu Hause einnehmen. Jetzt habe ich noch einige Geschäftswege, darum werden Sie gefälligst entschuldigen. Good morning, Sir, fare well!“ (Guten Morgen, mein Herr, leben Sie wohl!)

* * *

Den Schluß der Herzensgeschichte erräth unser Leser von selbst, und über den Schluß der Räubergeschichte wird er erfreut sein, wenn er hört, daß etwa vierzehn Tage später Rinaldowsky die Aufforderung erhielt, ungefäumt nach Hamburg zu kommen, was er auch ungefäumt that.

In Hamburg fand er zwar Mr. Burney nicht mehr vor, wohl aber folgenden Brief:

„Herr Rinaldowsky!“

„Ihr ganzes Wesen und Treiben ist dermaßen eines Gentleman, oder, wie Sie sagen, eines anständigen Menschen, unwürdig, und findet doch so selten bei den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen eine entsprechende Bestrafung, daß ich selbst dazu schreiten muß, indem ich Ihnen sage, aus unserem Geschäfte kann selbstverständlich nichts werden, ich habe mir damit nur einen Vorwand gemacht, um Sie einmal auszuhorchen, Ihre Intriguen zu vereiteln und Ihnen zu zeigen, daß Sie doch im Großen und Allgemeinen ein ziemlich dummer Mensch sind. Trösten Sie sich darüber, oder, wenn Sie das nicht können, hängen Sie sich; je früher Sie das thun, je früher werden Sie der nothleidenden Menschheit, an der Sie wie ein Blutigel gehangen, gerecht.“

Ihr Burney.

NB. Reisefostenvergütung habe ich nicht für Sie angewiesen, stellen Sie sich vor, Sie hätten eine Vergnügungsreise nach Hamburg gemacht.“ —

Sozialistische Briefe über Erziehung und Unterricht.

Von A. Ephren.

I.

Ich beantworte, werthe Frau, Ihre an mich gerichteten pädagogischen Fragen „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“, — nicht sowohl, weil ich glaubte, daß ich etwas Neues vorzubringen hätte, sondern lediglich um ein Mittel an der Hand zu haben, durch das ich mich — wenn nöthig — über das vorliegende Thema von Andern verbessern lassen könnte. — Ich bemerke Ihnen dabei von vornherein, daß ich kein geschulter Pädagoge, ja daß ich nicht einmal in der Literatur dieses Fachs belesen bin. Was ich Ihnen hier auseinandersetzen werde, sind lediglich die Ergebnisse eigenen Nachdenkens und praktischer Bethätigung im Kleinen; — der Umstand, daß Andere dasselbe schon längst gelehrt haben, benimmt meinen Ausführungen — falls sie richtig sind — nicht den Werth.

Ohne mich an die Reihenfolge Ihrer Fragen zu kehren, greife ich die zuerst heraus, welche mich am meisten interessiert, weil in puncto derselben am meisten gekündigt wird, — die Frage nämlich:

„Wie ist den Kindern das Lügen abzugewöhnen?“

Vor acht Jahren circa habe ich in einem Buchhändler-Schaufenster eine Broschüre mit diesem Titel gesehen, ich wollte sie mir damals gern kaufen, hatte aber kein Geld (Studentenprivilegium!). Und so habe ich sie bis zu dieser Stunde noch nicht gelesen, verspüre zur Zeit auch kein Bedürfniß darnach, weil ich mir einbilde, die Frage auf ganz einfachem Wege lösen zu können.

Sie müssen nämlich, geehrte Frau, wenn Sie vom „Lügen“ der Kinder oder der Menschen überhaupt sprechen, zweierlei Lügen unterscheiden, erstens solche, die aus Interesse und zweitens solche, die aus Noth geschehen. Aus Interesse beispielsweise lügt jeder Kaufmann — und selbst der „reellste“ von der Welt — alle Tage hundertmal; sonst ist er kein Kaufmann. Wenn ich Leinwandhändler bin, so muß ich, um nicht zu Grunde zu

gehen, Jedermann einreden, daß ich die beste Waare führe, selbst wenn ich weiß, daß mein Nachbar noch bessere hat. Und so ist es in allen Erwerbsbranchen.

Dieser Betrachtung gegenüber, welche ein Resultat ergibt, das durch keine humanisirende Schönfärberei weggewischt werden kann, stehen wir vor der kritischen Frage: Que faire? (Was thun?) — Ist es überhaupt der Mühe werth, daß Sie Ihrem Sohne das Lügen abgewöhnen, wenn Sie wissen, daß er, sobald er in den harten Kampf ums Dasein getreten sein wird, lügen wird und lügen muß?

Bersehen Sie nur, Madame, den Hintergrund dieser meiner Frage! Es wird Ihnen dann auch klar sein, warum diese Briefe „sozialistische“ heißen. Diese Briefe heißen „sozialistische“, weil sie von dem Grundsatz ausgehen, daß „grau ist alle Theorie“ der Erziehung, wenn die Thatfachen des wirklichen Lebens ihr ins Gesicht schlagen. Die Theorie der Moral ist in der biblischen und vorbiblischen Literatur bereits aufs Vortrefflichste ausgebildet; die Menschen konnten aber nicht darnach verfahren, weil die sozialen Verhältnisse sie daran hinderten. Meine Meinung ist also, daß unter den heutigen sozialen Verhältnissen eine nationale Erziehung eine Unmöglichkeit ist. Ich für meinen Theil wenigstens habe nicht den Muth, meinen Kindern bei Strafe das Lügen zu verbieten, wenn ich mir sagen muß, daß ich als Kaufmann des Interesses halber selber fortwährend dieses Vergebens mich schuldig mache. Erst müssen die Lebensverhältnisse eine derartige Gestaltung annehmen, daß wir, die Erwachsenen, im Kampf ums Dasein nicht mehr zu lügen brauchen — dann erst können wir durch unser Beispiel die Kinder zur Wahrheit erziehen, eher aber nicht. Dies ist die Differenz meiner Pädagogik von der gesammten modernen, welche letztere

in dem Wahne besungen ist, durch die Kraft der bloßen Theorie, der reinen Lehre, Menschen erziehen zu können, — ein Wahn, der doch durch die Resultate von Jahrtausenden eigentlich bei überlegenden Menschen schon vernichtet sein müßte.

Sie werden sich also, Madame, ob Sie wollen oder nicht, schon in den grausamen Gedanken hineinleben müssen, daß Sie ganz und gar das Lügen den Kindern nicht werden abgewöhnen können, denn Sie haben kein Mittel in der Hand, zu verhüten, daß das Kind, auch wenn nicht bei Ihnen, so doch bei Ihrem Manne oder beim nächsten Nachbar oder im sonstigen Verkehr das Lügen erlernt. Was Sie höchstens thun können, und thun müssen, ist, zu verhüten, daß das Kind gegen Sie unwahr sei. Und hierzu gibt es ein sehr probates, höchst einfaches Mittel: Sie dürfen einem Kinde kein Geständniß erpressen. Erfassen Sie das Kind in flagranti bei einem Unrecht, oder halten Sie es sonst eines Vergehens für überführt, so dürfen Sie es strafen. In jedem andern Falle aber — d. h. so lange das Vergehen nicht erwiesen zur Tage liegt — genießt das Kind wie ein Erwachsener den Schutz des gemeinen Rechts, nach welchem der Nichtüberführte als nichtschuldig anzusehen ist. Ebensovienig wie der Richter dem Angeklagten, dürfen Sie dem Kinde zu-

muthen, sich selber anzuklagen, seine Schande einzugestehen und seine Bestrafung herbeiführen zu helfen. Das ist etwas durchaus Unnatürliches; das Kind ist auch Mensch. Indem Sie dem Kinde etwas zumuthen, was gegen die menschliche Natur ist, zwingen Sie es zur Lüge. Davor haben Sie sich strengstens zu hüten! Sie dürfen streng sein, Sie dürfen strafen, aber Sie dürfen das Kind nicht entehren, denn eine Entehrung ist es, wenn Jemand — und sei es ein Kind — durch moralische oder gar materielle Zwangsmittel (Drohungen, Einsperrungen, Körperstrafen) zum Bekenntniß seiner Schande angehalten wird. Was man nach der gemeinen Hauspädagogik in dieser Beziehung als „tugendlos“, „eigensinnig“, „halsstarrig“, „widerspenstig“ zc. bezeichnet, wenn ein Kind sich nicht zum Bekenntniß seiner Vergehen bewegen läßt, das halte ich grade für natürlich und darum richtig. Alles hat seine Grenzen, auch die Pietät gegen die Eltern und die Gewalt derselben über die Kinder. Das Kind ist zunächst seinetwegen und nicht der Eltern wegen auf der Erde; ihm zumuthen, seinen Willen absolut in den Willen der Eltern aufgehen zu lassen, ist ein ethisches und logisches Monstrum. — Hierüber und über das zweckmäßigste Strafsystem gegen Kinder in meinem nächsten Briefe.

Bibliothek
der Friedrich-Elisabeth-Stiftung

Aus der alten und der neuen Welt.

Nicolaj Gawrilowitsch Tschernyschewsky (s. Seite 93) gehört zu den lautersten Charakteren und talentvollsten Schriftstellern, welche die russische Literatur der letzten Dezennien aufzuweisen hat. Seine leider so kurze Thätigkeit auf dem Gebiete der philosophischen, national-ökonomischen und literarischen Kritik, sowie sein politisches Wirken waren von bedeutendstem Einflusse auf die Entwicklung freirechtlicher Ideen und wissenschaftlich-kritischer Anschauungen in der russischen Gesellschaft. Die Leiden und infamen Verfolgungen, denen er wegen seiner Thätigkeit ausgesetzt war und noch ist, sind aber derart, daß sie nur um so wärmere Sympathie für ihn, zugleich mit dem tiefsten Abscheu gegen seine Verfolger in der Brust eines Jeden, dem die Freiheit und Wahrheit kein leerer Schall sind, zu wecken im Stande sind. Indem wir uns eine ausführliche Lebensschilderung Tschernyschewsky's, die in Arbeit ist, vorbehalten, wollen wir heute nur ein kurzes curriculum vitae (Lebensabris) bringen. Tschernyschewsky ist der Sohn eines ziemlich bemittelten, aber durchaus biedereren Popen (russischer Pfaffe) und wurde 1829 in Saratow a. d. Wolga geboren. Wie alle Popenöhne genoß er seine erste Bildung in dem geistlichen Seminare seiner Vaterstadt Saratow. Später kam er nach Petersburg auf die Universität, studierte Philologie, befaßte sich auch mit Sozialökonomie und Philosophie, und war nach Absolvierung seines Studiums zuerst als Gymnasiallehrer in Saratow, dann nach kurzer Zeit als Professor an einer Militärschule in Petersburg thätig. Seine literarische Thätigkeit beginnt im Jahre 1853, wo er in die Redaktion der radikalen Zeitung „Sowremjenik“ (Zeitgenosse) eintrat. Das Blatt kam durch ihn zu einem Aufschwung, wie kein anderes in Rußland weder vorher noch seitdem. Mit eisernem Fleiße, seltener Klarheit, Schärfe und Logik veröffentlichte er jetzt eine Reihe von Arbeiten über Sozialismus, politische Ökonomie, Philosophie, Politik und Literatur. Dieses Wirken brachte ihm die erbittertesten Verfolgungen der Regierung und aller von ihm rücksichtslos in ihrer Hohlheit aufgedeckten Halben, denen er längst ein Dorn im Auge war, ein. Aber auch Alles, was nach Besserem strebte, scharte sich begeistert um ihn. Im Jahre 1862 wurde er plötzlich, nachdem man ihm vergebens auf gefeglichem Wege beizukommen versuchte, ohne jeden Vorwand verhaftet und ins Gefängniß geworfen. Zwei lange Jahre schmachtete er in „Untersuchungshaft“, bis er endlich am 1/13. Juni 1864 zu sieben Jahren schwerer Zuchthausarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt wurde. Sein Floß ist eine Monstrosität, die sich denen der mittelalterlichen Inquisition und der römischen Christenverfolgungen würdig anreihet. Tschernyschewsky hat jetzt seine Zuchthausstrafe längst beendet und trotzdem wird er von der russischen Regierung nicht aus den Händen gelassen und fristet ein elendes Leben in einem der entlegensten Winkel Sibiriens — ein lebendig Begrabener. —

Weltpostverkehr. (Nach Angaben des General-Post-Direktors Stephan.) Auf der ganzen Erde werden jährlich ca. 330 Millionen Briefe mit der Post expedirt, das macht pro Tag 9 $\frac{1}{2}$ Millionen oder in jeder Sekunde 100 Stück. Europa ist bei dem Weltpostverkehr mit 235 Millionen theilhaftig; auf Amerika dürften 750 Millionen, auf Asien 150 Millionen, auf Afrika 25 Millionen und auf Australien 20 Millionen kommen. Rechnet man die Bevölkerung des Erdballs und zu 1300 Millionen Menschen, so ergeben sich pro Kopf durch-

schnittlich 3 Briefe jährlich. In Großbritannien entfallen 29 Briefpostsendungen auf den Kopf; dort wurden im letzten Jahre 800 Mill. Briefe und ca. 80 Mill. Postkarten gewechselt. Auf England folgt die Schweiz mit 20 Briefen pro Kopf. Dann das deutsche Postgebiet mit 14 und dann Frankreich und Belgien je mit 12 Briefen. Nimmt man für Deutschland die Fahrpost mit hinzu, welche die westlichen Staaten nicht besitzen, so ergeben sich pro Kopf 23 Postsendungen. In Oesterreich-Ungarn entfielen 4—5 Briefe auf den Kopf der Bevölkerung, in Rußland 0,6.

Täglich schreibt jeder 46. Bewohner Europas einen Brief. Das Gewicht der $\frac{3}{4}$ Milliarden Briefe des Weltpostverkehrs beträgt, den Brief zu 10 Gramm gerechnet, 33 Millionen Kilogramm oder $\frac{2}{3}$ Mill. Centner; das Papier würde ausgebreitet eine Fläche von 8 Quadratkilometern bedecken: die Ausdehnung des Fürstenthums Lippe. Die Gesamt-Einnahme der europäischen Postverwaltungen beträgt circa 125 Mill. Thaler jährlich; die Gesamt-Ausgabe 100 Millionen, so daß ein Ueberschuß von 25 Millionen verbleibt. Den Haupttheil beziehen England und Frankreich, weil sie die kostspielige Fahr(Pack-)post nicht besitzen und weil Frankreich für Briefe eine fast doppelt so hohe, England für Zeitungen eine fast 5 bis 6 mal so hohe Posttaxe hat als Deutschland. Die Brutto-Einnahme der deutschen Reichspost beträgt gegen 32 Millionen Thaler; der Ueberschuß beläuft sich auf ca. 3 Mill. Thaler.

Die Zahl der Postanstalten in Europa beträgt 43,000; davon kommen auf Großbritannien 12,000, 7500 auf Deutschland, 5500 auf Frankreich, 4900 auf Oesterreich, 2600 auf Italien, und fast ebenso viel je auf die Schweiz, auf Spanien und auf Rußland. An den Schaltern sämtlicher deutschen Postbüros verkehren täglich über 800,000 Personen.

Das Postpersonal in Europa ist auf 180,000 Köpfe anzunehmen, davon kommen 33,000 auf Großbritannien, 27,000 auf Frankreich und 60,000 auf Deutschland, welches des Fahrpostwesens halber eines größeren Personals bedarf. Unter 660 Deutschen befindet sich hiernach immer ein Angehöriger der Postverwaltung, und rechnet man die Frauen und Kinder ab, so ergibt sich, daß jeder 300. Mann in Deutschland zur Postverwaltung gehört. Von jenen 60,000 Personen gehören allein zur Reichspostverwaltung, also Bayern und Württemberg ausgeschlossen, 51,000. Von diesen sind über Zweidrittel verheirathet; sie waren am Schlusse des Jahres 1874 mit 107,000 Kindern gesegnet.

Von den 3300 Millionen Briefpostsendungen des Weltpostverkehrs fallen ungefähr 490 Millionen auf den internationalen Austausch.

E. K.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Italienisch.)

Se gli uccelli in gabbia
Non cantan per amore, cantan per rabbia.

Singvögel, die wir bringen
In eines Käfigs Hut:
Wenn sie aus Lust nicht singen,
So singen sie aus Wuth.

Quanto più la volpe è maladetta, tanto maggior preda fa.

Bersucht den Fuchs auch noch so sehr,
An Beute macht er desto mehr.

Le minacce son arme del minacciato.

In der Drohung ist geboten
Eine Waffe dem Bedrohten.

Il tempo non vien mai, a chi l'aspetta.

Die rechte Zeit kommt nie
Für den, der harret auf sie.

Studia esser quello, che parer desidera.

Was du scheinen möchtest im Leben,
Das zu werden sollst Du streben.

Chi vive nel vizio, muore nella vita.

Es kann auch einen Tod schon vor dem Sterben geben,
Und man gelangt zu ihm durch lasterhaftes Leben.

Amore regge senza legge.

Macht die Liebe keinen Zwangsgefeßen fröhlich,
Amor ist kein konstitutioneller König.

Guerra cominciata, inferno liberato.

Angefangener Krieg ist gleich
Losgelassenem Hölleereich.

(Französisch.)

Tout par amour rien par force.

Nichtschnur im Handeln, hieße sie bald:
Alles durch Liebe, Nichts durch Gewalt!

Les riches ignorants sont pécores à la toison d'or.

Ein reicher Dummkopf, sag' ihm dies,
Ist nur ein Schaf mit goldnem Vlies.

Foi de gentilhomme? Un autre gage vaut mieux.

Der Cavalierparole trauen?
Auf andres Pfand ist besser bauen!

La loi est la forge de l'or. La loi signifie autre chose
le matin que le soir.

Das Gesetz macht seine Leute reich,
Einer Silbergrube gleich.
Zum Verwundern ist das eben nicht,
Weil es wechselt von Gesicht.

La noblesse est au bout de l'épée; la noblesse vit de proie.

Der Adel fiedt im langen Degen
Drum darf er sich auf Raub verlegen.

Et plus a l'homme d'esprit, et plus est damné.

Je höh'rer Geist im Manne flammt,
Die Welt ihn desto mehr verdammt.

Le noble est l'araignée, et le paysan la mouche.

Die große Spinne voller Tücke
Die jeden Bau'r wie eine Mücke
Verfchlungen kann,
Heißt — Edelmann.

Le sang du soldat fait grand le capitaine.

Soldaten, das sind kluge Leute:
Sie bluten gern in wilder Schlacht,
Ihr dummer General macht Beute,
Wenn sie zum Sieger ihn gemacht.

Les vilains s'entretuent, et les Seigneurs s'embrassent.

O Menschheits-schmach, o Krieg, nach dem noch Thoren dürfen,
Du bist Accord zugleich und Disaccord:
Ein wechselseit'ger Händedruck der Fürsten
Und ihrer Untertanen wechselseit'ger Mord.

Il n'est si bon charretier qui ne verse.

Dem Lehrer wie dem Lerner
Geht oft die Sache trumm,
Wirft doch der beste Stärker
Manchmal den Karren um.

Cuisine étroite fait bâtir large maison.

Aus kleiner Küch' heraus
Baut sich ein großes Haus.

Quand avarice entre au cerveau, Venus s'en va.

Wo der Geiz den Einzug hält,
Räumt die Liebe gleich das Feld.

Frühlingsgedanken.

Es schlug der Frost den Fluß in Bande,
Er liegt erstarrt und öd' und kalt,
Der eis'ge Nord weht durch die Lände
Und heult so schaurig wild im Wald.

Ein jedes Leben scheint erstorben.
Die Bäume, herrlich einst belaubt,
Von weichen Lüftchen sanft unworben,
Sie schütteln ernst das kahle Haupt.

Verstummt sind all' die heitren Lieder,
Die einst belebt den Erdenbruch.
Schneeflocken fallen leise nieder
Und hüllen ihn ins Leichentuch.

Tyrannengleich auf seinem Throne
Herrscht König Winter überall
Und ruft mit grimmig kaltem Hohne:
„Wer bringt mich Mächt'gen wohl zu Fall?“

„So weit mein spähernd Auge blicket
Ist alle Welt mir unterthan,
Vor meinem Wind sich Alles bückt —
Wer wagt den Kampf? Er komm' heran!“

Da plötzlich naht ein Feind von Westen,
Und von der schwarzen Wolken Heer
Fühlt bald in seinen stärksten Festen
Der Winter sich nicht sicher mehr.

Wild tobt der Kampf. Des Eises Schollen
Noch lange mächtig widerstehn,
Doch Stück um Stück mit dumpfem Grollen
Sie endlich auch von hinnen gehn.

Bald prangt im grünen Schmucke wieder
Ein jedes Feld, ein jeder Hain,
Und unterm frohen Klang der Lieder
Zieht jubelnd Sieger Frühling ein.

Wie lang' noch wird der Winter wahren,
Wie lang' noch herrscht die finstre Nacht,
Die mit den alten blöden Lehren
Die Völker hält in Gefesmacht?

Geduld! Auch wir woll'n nuthig brechen
Der Freiheit Stück um Stück die Bahn,
Die Zeit, von der wir ahnend sprechen —
Bald bricht der Völkerfrühling an.

J. Glogauer.

Republik.

Das schönste Wort wohl auf der Welt,
Das Wort vom besten Klang,
Das Wort, das mir so wohl gefällt,
Voll Kraft und Sturmesdrang.
Dies Wort — der Völker Ruhm und Glück —
Ich will es rufen: Republik!

Ja, Freiheit, Männerehr' und Recht
Und Pflicht und Mannesmuth,
Die Worte klingen hehr und ächt —
Sie klingen recht und gut.
Doch fort, ihr Worte all', zurück!
Wahr macht euch erst die Republik.

Nur wenn die volle Volkeskraft
So frisch und freudig wagt,
Und Glück und Frieden selbst sich schafft,
Furchtlos und unverzagt:
Dann macht ein Volk sein Meisterstück,
Sein Meisterstück — die Republik.

Hamburg.

W. H.